

(Nachdruck verboten.)

86]

## Pelle der Eroberer.

Vierzehnte.

Roman von M. Andersen Nexø.

Alfred kam die Straße hinabspaziert, er ging mit seinem Remonierstock und hatte Handschuhe an, obwohl es mitten in der Arbeitszeit war. „Wen er nicht nun sieht, biegt er beim Kohlenhändler um die Ecke,“ dachte Pelle bitter. „Sollte ich ihn nicht bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen? Er ist so ansehnlich! Und er schuldet mir noch Geld für ein Paar Verfolungen.“

Aber Alfred steuerte gerade auf ihn los. „Gast Du Albinus nicht gesehen? Er ist verschwunden?“ sagte er; es sah so aus, als rühre sich etwas in seinem geledten Gesicht. Er stand da und sog an dem Schnurrbart, genau so wie die feinen Leute, wenn sie über etwas nachgrübeln.

„Ich muß aufs Rathaus,“ sagte Pelle.

„Ja, das weiß ich, Du sollst durchgepeitscht werden. Aber weißt Du nichts von Albinus?“ Alfred hatte ihn in den Torweg des Kohlenhändlers gezogen, um nicht in seiner Gesellschaft gesehen zu werden.

„Ja, Albinus, Albinus,“ es dämmerte etwas in Pelle. So hieß ja — — „Bart mal, er — er ist gewiß mit dem Zirkus durchgebrannt. Das glaube ich wenigstens!“ Da machte Alfred Kehrt und rannte, rannte in seinen guten Kleidern!

Natürlich war Albinus durchgebrannt, Pelle begriff das Ganze so gut. Er hatte sich gestern Abend an Bord von Ole Hansens Nacht geschlichen, die im Laufe der Nacht die Kunstreiter nach Schweden hinüberführen sollte, jetzt würde er ein herrliches Leben führen, das tun, wozu er Lust hatte. Ausreißer, das war der einzige klare Ausweg im Leben; ehe Pelle sich versah, stand er unten am Hasen und starrte ein Schiff an, das im Abbruch begriffen war. Er folgte seiner Eingebung und ging herum und erkundigte sich nach einer Schiffsgelegenheit, aber da war keine.

Er sah unten auf dem Helgen und spielte mit einem Spahn im Wasser. Es sollte einen Dreimaster vorstellen, und Pelle gab ihm eine Ladung. Aber jedesmal, wenn er in See gehen sollte, kenterte er und er mußte von neuem mit dem Beladen beginnen. Rings umher arbeiteten Zimmerleute und Steinhauer an den Vorbereitungen zu dem neuen Hasen; und da hinten, ein wenig für sich, stand die „Kraft“ und arbeitete, während wie gewöhnlich einige Menschen in seiner Nähe herumlungerten; sie standen da und glockten, in unheimlicher Erwartung, daß sich etwas ereignen sollte. Pelle hatte selbst ein Gefühl von etwas Verhängnisvollem, während er da sah und im Wasser plätscherte, um sein Schiff hinauszutreiben; er würde es als Offenbarung des heiligsten Lebensprinzips aufgefaßt haben, wenn Jörgensen angefangen hätte, vor seinen Augen zu rasen.

Aber der Steinhauer legte nur den Hammer hin, um die Branntweinflasche unter dem Stein herauszuholen und einen Schluck zu nehmen; sonst stand er so ruhig über den Granit gebeugt, als gäbe es keine anderen Mächte in der Welt als den und ihn. Er sah die Leute gar nicht, die in gaffender Erwartung dastanden, die Schuhe voll Leichtfüßigkeit, parat, bei dem mindesten Ruck seinerseits zu verdustern.

Er schlug, daß die Luft zuckte, und wenn er sich wieder aufrichtete, schweifte sein Blick an ihnen vorüber. Allmählich hatte Pelle alle seine Erwartungen auf diesen einen zusammengebrängt, der den Haß der Stadt trug, ohne mit der Wimper zu zucken und grübelnd auf all ihr Vorhaben einging. Für die Phantasie des Knaben ward er zu einer geladenen Mine; hier stand man und wußte nicht, ob sie angezündet war, in einem Nu konnte das Ganze in die Luft springen. Er war ein Vulkan, Kraft seiner Gnade bestand die Stadt von Tag zu Tag. Und zuweilen ließ Pelle ihn sich ein wenig schütteln, gerade soviel, daß das Ganze ins Schwanken geriet.

Aber jetzt bestand obendrein ein Geheimnis zwischen ihnen, „die Kraft“ war ebenfalls bestraft, weil sie sich an den Feinen vergreifen hatte! Pelle war nicht müßig, die Kon-

sequenzen zu ziehen, stand dort nicht schon ein Bürger Posten und beobachtete sein Spiel? Auch er war ein Schrecken der Bevölkerung. Vielleicht tat er sich mit der Kraft zusammen, und dann sollte nicht viel von der Stadt übrig bleiben. Des Tages wollten sie sich oben zwischen den Klippen verborgen halten, aber des Nachts kamen sie herunter und plünderten die Stadt. Nur über alle die, die sich das ihre als Blutsauger verdient hatten, fielen sie her; die Leute versteckten sich im Keller und auf dem Boden, wenn sie hörten, daß Pelle und die Kraft im Anmarsch seien. Der reiche Needer Monsen hing am Kirchturm und baumelte dort zum Schrecken und zur Warnung für alle. Aber die Armen kamen vertrauensvoll wie Lämmer und fraßen ihnen aus der Hand. Sie bekamen alles, was sie sich wünschten, und damit war die Armut aus der Welt geschafft, und Pelle konnte sich ohne ein Gefühl des Verrates seinem leichten, aufwärtsführenden Weg zuwenden.

Sein Blick fiel auf die Uhr an der Hafentwache, es war bald drei. Er sprang auf und sah sich unschlüssig um, über die See hinaus und in das tiefe Wasser des Hafens starrte er nach Hilfe. Manna und ihre Schwestern — sie würden dem enteehrten Pelle verächtlich den Rücken wenden und ihn nicht mehr ansehen. Und die Leute würden mit den Fingern zeigen oder ihn auch nur ansehen und denken: „Er, da geht ja der, der auf dem Rathaus ausgepeitscht wurde“. Wohin er auch in der Welt kam, immer würde es ihm wie ein Schatten folgen, daß er als Kind ausgepeitscht worden war. So etwas hing einem Menschen sichtbar an! Er kannte Knechte und Mägde und alte einsilbige Männer, die nach Steengaarden kamen aus Segenden, wo kein anderer gewesen war. Ganz unbekannt konnten sie kommen, war da aber etwas in ihrer Vergangenheit, so erhob es sich trotzdem hinter ihnen und ging flüsternd von Mund zu Munde.

Er streifte verzweifelt umher in seiner Hilflosigkeit und kam bei seinem Umherstreifen zu Steinhauer Jörgensen. „Na,“ sagte die Kraft, und legte den Hammer nieder, „Du hast Dich wohl mit den Großbürgern erzürnt? Glaubst Du nun auch, daß Du die Ohren steif halten kannst?“ Dann griff er wieder nach dem Hammer. Aber Pelle fand seine Richtung und lief schwer keuchend dem Rathaus zu.

14.

Die Strafe selbst hatte nichts zu sagen. Es war eigentlich lächerlich, diese paar Schläge auf die Hohe mit dem Stod des alten Gefängniswärters; Pelle kannte schlimmere Prügel. Aber er war gebrandmarkt und selbst aus dem Kreise der Allerärmsten ausgestoßen; er merkte das an dem Mitleid der Leute, wenn er mit Schuhzeug kam. „Herr Gott, dieser elende Bengel! Ist es nun so weit mit ihm gekommen!“ sagten ihre Augen. Alle mußten sie ihn immer ansehen, und wenn er die Straße hinabging, erschienen ihm diese Gesichter ein Spion: „Da geht dieser Schusterjunge!“ Der junge Meister war der einzige, der ihn ganz behandelte wie vorher, und Pelle lohnte ihm das mit einer grenzenlosen Anhänglichkeit. Er kaufte auf Kredit ein und nahm die Stöße hin, wo er nur konnte. Hatte der junge Meister in seinem Leichtsinne etwas fertig zu machen versprochen und es vergessen, so sah er noch da und arbeitete nach Feierabend. „Was geht das uns an?“ sagte Jens. Aber Pelle wollte nicht schuld daran sein, daß die Kunden kamen und Meister Andres den Kopf wuschen oder daß er dasaß und Mangel an etwas von dem litt, was ihn aufrecht hielt.

Er schloß sich noch inniger an Jens und Morten an, sie litten ja an demselben Schaden, und begleitete sie oft nach Hause, obgleich keine Freude in der ärmsten Hütte ihrer harrte. Sie gehöten zu den Allerärmsten, obwohl die ganze Hausarbeit arbeitete. Es verschlug alles nichts.

„Es nißt ja doch nichts,“ sagte „die Kraft“ selbst, wenn er zum Reden aufgelegt war. „Die Armut ist wie ein Sieb; alles geht schlank hindurch, verstopfen wir ein Loch, so läuft es währenddes durch zehn andere. Sie sagen, ich bin ein Schwein und warum soll ich das auch nicht sein? Ich kan' für drei Männer arbeiten, ja — ja, bekomme ich aber Lohn für drei? Ich kriege meinen Tagelohn, der Rest fließt in die Tasche von dem, der mich anstellt. Selbst wenn ich mich ordentlich halten wollte, was würden wir dadurch erreichen?“



Kann eine Familie eine ordentliche Wohnung, ordentliches Essen und ordentliche Kleider für neun Kronen die Woche bekommen? Erlauben es die Mittel einem Arbeiter, anderswo zu wohnen als am Böschplatz, wo sonst nur Schweine hassen? Warum sollt ich wohl wie ein Schwein wohnen und leben, und doch kein Schwein sein, ist da woll Sinn drin? Meine Frau und Kinder müssen mitarbeiten, wenn es einigermaßen ordentlich bei uns sein soll, und kann es ordentlich bei uns sein, wenn Frau und Kinder ausgehen und für fremde Leute Ordnung schaffen? Nein, seht hier! Ein Pegel Branntwein, der ordnet das Ganze, und wenn er nicht verschlägt, na, ja, denn einen halben Pott!" So sah er und redete, wenn er ein bißchen im Kopf hatte, und sonst war er eigentlich immer stumm.

Nelle kannte nun die Geschichte „der Kraft“ von all dem täglichen Gerede unter den Bürgern, und seine Laufbahn erschien ihm trauriger als die aller anderen; es war, als sei das Märchen vom Glück selber zu Boden geschlagen.

Aus dem üblen Gerede, das stets an Steinhauer Jörgensen herumhakte und nie fertig werden wollte, ging hervor, daß er in seiner Jugend aus den Klippen herabgewandert war in geflickter Leinwandhose und geprüngenen Holzschuhen, aber die Stirn in den Wolken, als gehöre ihm das Ganze schon. Branntwein rührte er nicht an. Er habe bessere Verwendung für seine Kräfte, sagte er; voll großer Gedanken über sich selbst war er und wollte sich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügen. Und gute Fähigkeiten besaß er, ganz sinnlose Anlagen für einen armen Mann. Er wollte gleich damit anfangen, alle Begriffe auf den Kopf zu stellen. Nur weil er in den Felsklippen von einem alten, von der Arbeit gekrümmten Steinhauer gezeugt war, geberdete er sich gleich als Herr des Steines, warf alte, wohl begründete Erfahrung beiseite und kam mit neuen Arbeitsmethoden, die seinem eigenen Kopf entsprungen waren. Der Stein war wie verbergt unter seinen Händen. Wenn man ihm nur eine Zeichnung vorlegte, hatte er Teufelsköpfe, Unterirdische und die große Seeschlange heraus, all so etwas, was sonst von den Künstlern drüben in der Hauptstadt ausgeführt werden mußte. Alte, wohlverdiente Steinhauer sahen sich plötzlich beiseite gesetzt und konnten nur gleich damit anfangen, Steine zu klopfen, ein hergelaufener Bursche sprang hell über ihre vieljährigen Erfahrungen hinweg. Da versuchten sie es mit dem ältesten von allen Mitteln: sie lehrten die Jugend Bescheidenheit. Aber auch davon kamen sie zurück. Peter Jörgensen hatte Kräfte für drei und Mut für zehn Männer. Es war nicht gut mit einem anzubinden, der Gott selbst die Fähigkeiten geraubt hatte und viellecht im Bund mit dem Satan stand. Und da unterwarfen sie sich denn und rächten sich, indem sie ihn „die Kraft“ nannten und setzten ihr Vertrauen auf das Unglück.

Seiner Bahn folgen, hieß sich ins Halsbrecherische hinauswagen. So oft die braven Bürger auch die Reife machten, stets blieb etwas von dem Schwindel zurück. Des Nachts sah er da und zeichnete und rechnete, so daß niemand begriff, woher er den Schlaf nahm; und am Sonntag, wenn ordentliche Leute zur Kirche gingen, konnte er dastehen und die drolligsten Dinge in Stein aushauen, ohne daß er einen Heller dafür bekam.

(Fortsetzung folgt.)

(Rauch verboten.)

## Der Panamakanal.

Ein neuer Weg des Weltverkehrs.

Von Hanns Günther.

(Schluß.)

Von den Gatunschleusen aus gehen die Schiffe quer über den Gatunsee, wobei sie dem gewundenen Lauf des Kanalbettes folgen. Bei Obispo, etwa 38 Kilometer von Gatun, verläßt der Kanal den See und den Lauf des Chagres, und nun nähert er sich den Nordfüßen von Panama, die er quer durchschneidet. Das Gebirge besteht hier nicht aus einer zusammenhängenden Kette, sondern aus einer Reihe regellos angeordneter Einzelerhebungen. Trotzdem sind an dieser Stelle natürlich die bedeutendsten Bodenaussgrabungen notwendig, die sich durch die außerordentliche Härte des vulkanischen Gesteins, das sich hier findet, sehr schwierig gestalten. Der tiefste Einschnitt liegt in der Nähe der Ortschaft Culebra. Hier überschreitet der Kanal die Wasserscheide und muß außerordentlich tief gesenkt werden. Nach den Schilderungen der Ingenieure ragen rechts und links die Felswände bis zu 151 Meter über den Boden empor. Oben sind die Klippen mit lichtgrünem Pflanzenwuchs bedeckt. Weiter unten leuchtet der Felschutt in tiefem Rot, und

noch tiefer liegt der schwarze Basalt, das Urgestein, auf dem die ganzen Bodenerhebungen hier ruhen. Ursprünglich sollte der Durchstich am Grunde 66,6 Meter breit sein, neuerdings hat man sich aber entschlossen, bis auf 100 Meter zu gehen. So ist jetzt hier ein riesiger keilförmiger Einschnitt entstanden, der oben eine Breite von 1600 Meter hat. Auf sechs Stagen laufen längs der Böschungen Bauweisenbahnen hin. Maschinen mit 3—400 Hockern lodern das Erdreich. Dann kommen die Dampfschaukeln und paden mit ihren riesigen Mälern Felsbrocken und Erde, um sie in Wagen zu laden. So eine Schaufel sieht aus wie ein großer eiserner Eimer mit vier scharfen stählernen Zähnen und einem Klappboden. Das ganze Gebilde sitzt an einem langen Stahlarm, der von einer Maschine bewegt wird. Arbeitet die Schaufel an einem Einschnitt, dessen Wände aus Erde oder weichem Gestein bestehen, so werden die Zähne gegen die Böschung gedrückt und langsam gehoben. Dabei graben sie sich tief in die Erdoberfläche ein. Dann geht der Arm noch ein Stück höher und stellt die Schaufel schief nach oben. Die ganze Erdmasse, die die Zähne gelodert haben, fällt dann in den riesigen Eiseneimer, der Arm dreht sich und schwingt herum, bis der Eimer über einem Kippwagen steht. Durch einen Hebeldruck öffnet sich der Klappboden und der Inhalt stürzt herab. Handelt es sich um die Ausgrabung harten Gesteins, so geht der Arbeit der Dampfschaukel eine Sprengung voraus. Die Krümmenmassen verladet man dann auf die gleiche Weise. Die Wagen mit dem Gestein und den Erdmassen werden in Züge zusammengekuppelt und zu bestimmten Abladeplätzen befördert, von denen man jetzt ungefähr 15 mit einer Gesamtaufnahmefähigkeit von 50 Millionen Kubikmeter benutzt. Auch bei der Abladung der Massen benutzt man mechanische Hilfsmittel. Auf einem flachen Wagen hinter der Lokomotive, die die Züge nach den Abladestellen bringt, steht eine starke Dampfwinde, die einen Draht aufwickelt. An diesem Draht sitzt eine Art Pflug, der vom letzten Wagen an über die ganze Wagenreihe fortgeht und die Erde wie die Steine seitlich abwirft. So wird ein Zug von 20 solcher Wagen in etwa 10 Minuten entladen und 10 solcher Maschinen, von denen jede täglich etwa 5000 Kubikmeter Material bewältigen kann, werden leicht mit den täglichen Ausgrabungen fertig. Mechanische Ausbreiter räumen gleichzeitig die Massen von den Schienen weg, um dadurch wieder Platz für die folgenden Abladungen zu schaffen. Die Bahnstrecke wird naturgemäß mit den Abladungen immer weiter geführt, und auch hier sind selbsttätige Maschinen vorhanden, die die Streckenverlegung besorgen. Alles das trägt natürlich ungeheuer zum schnellen Fortgang der Arbeiten bei.

Hier ist aber nun wieder von einer Schwierigkeit zu sprechen, mit der die Arbeitsleitung beim Culebradurchstich zu kämpfen hat. Die Verbreiterung des Durchstichs auf 100 Meter forderte das Abgraben neuer beträchtlicher Materialmengen, die den Fels in einer Höhe von etwa 7 Meter bedecken. Die alten Böschungen, die den Durchstich in der ursprünglich vorgesehenen Breite, wie sie ja durch die alten Arbeiten gegeben war, begrenzen, hatten sich bereits im Laufe der Zeit mit Pflanzenwuchs bedeckt und waren ziemlich fest geworden. Als aber der Boden nach den Neuausgrabungen wieder der Witterung ausgesetzt war, setzte ein beständiges Abgleiten ein, und zwar nicht nur in den Sand- und Bodenschichten, sondern auch im festen Fels, der wie Eisbruch an einem Gletscherrand in die Tiefe stürzte. An und für sich sind diese Erbstürze natürlich schon gefährlich genug, doch treten dazu durch die ungeheure Druckverchiebung auf dem künftigen Kanalboden Aufwölbungen ein, so daß die glatte Bodenfläche ganz wellig aussieht. Stellenweise sollen hier Bodenerhebungen bis zu 7 Metern Höhe stattgefunden haben, und darin liegt eine große Gefahr für den Kanal, denn es besteht natürlich keine Sicherheit, daß dadurch nicht künftig die unbedingt notwendige Wassertiefe des Kanals an einzelnen Stellen von 15 auf etwa 7 oder 8 Meter herabgemindert wird.

Das einzige Mittel gegen diese Gefahr ist die Verringerung der Böschungswinkel an den betreffenden Stellen, die so lange fortgesetzt werden muß, bis die Bodenmassen völlig im Gleichgewicht sind, d. h. bis keine Wellenbildung im Boden mehr auftritt. Ist einmal das Wasser in den Kanal eingelassen, so wird vielleicht auch der Wasserdruck den Bodenbewegungen entgegenwirken.

Am östlichen Ausgang des Culebradurchstichs gelangen die Schiffe in die Pedro-Riquelenschleusen, in denen die Senkung auf einen Wasserspiegel von etwa 17 Meter über Meereshöhe stattfindet. Auch hier liegt riesige Doppelschleusen im Bau, deren Anlage denen in Gatun völlig gleicht. Hinter den Riquelenschleusen liegt ein kleiner See von etwa 1 Kilometer Länge und dann kommen die Schleusen von Miraflores, die die Schiffe auf Meereshöhe hinabbefördern. Von dieser Anlage aus geht der Kanal noch etwa 8 Kilometer weit zwischen flachem Schwemmland hindurch, bis er bei Balboa ins Meer mündet. Die Mündung ist durch einen riesigen Wellenbrecher geschützt, zu dessen Bau ein großer Teil des aus dem Culebradurchstich zwangsgeschaffenen Steinmaterials benutzt wurde. Unter dem Meeresspiegel geht die Fahrtrinne noch weiter bis zu der kleinen Insel Flamenco.

Die ganze Kanallänge vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean beträgt 80 Kilometer. Davon entfallen 50 Kilometer auf die Scheitelfrede zwischen den Schleusen von Gatun und Pedro-Riquel, die 26 Meter über dem Meere liegt. Die Sohlenbreite des Kanals beträgt im Culebradurchstich 100 Meter, sonst im allgemeinen 150 Meter. An Biegungen und Kurven ist sie auf 300 Meter erhöht. Als Mindesttiefe sind 12½ Meter vorgesehen, doch geht man an vielen Stellen bis 15 Meter und darüber, heute



Sind die Arbeiten so weit fortgeschritten, daß sie den Voranschlägen bereits voraus sind. In jedem Jahre ist mehr geleistet worden, und so scheint es, daß man den für die Eröffnung amtlich festgelegten Termin, den 1. Januar des Jahres 1915, wohl wird einhalten können, wenn nicht eben die Arbeiten am Satundamm und der Eulebrad durch sich noch in letzter Stunde größeren Aufenthalt verursachen.

Außer den technischen Schwierigkeiten stellten sich anfänglich vor allem solche klimatischer Natur dem Fortgang der Arbeiten entgegen. Das Kanalgebiet liegt innerhalb der eigentlichen Tropenzone und so herrschten vielfach typische Tropenkrankheiten unter den Arbeitern. Das gelbe Fieber und die Malaria forderten furchtbare Opfer und noch im Jahre 1905 flüchteten viele Arbeiter, um dem sicheren Tode zu entgehen. Doch dann nahm sich das Gesundheitsamt von Washington der Sache an und ging mit scharfen Maßregeln vor, so daß heute der gesundheitliche Zustand als befriedigend zu bezeichnen ist. Die Zahl der am Kanalbau beschäftigten Personen beträgt jetzt nahezu 44 000. Etwa 30 000 davon sind farbige von den westindischen Inseln, dazu kommen 5000 europäische Arbeiter, hauptsächlich Spanier, und über 8000 Beamte, in der Mehrzahl Amerikaner, daneben Engländer, Franzosen und Italiener.

Ueber die wirtschaftliche und politische Bedeutung des Kanals läßt sich aus Raumgründen hier nur wenig sagen. Auf jeden Fall wird er in der Entwicklung der Vereinigten Staaten eine Wendung bringen, wie sie Völkern in Jahrhunderten meist nur einmal beschieden ist. Ich glaube sogar, daß man um 400 Jahre in der Weltgeschichte zurückgehen muß, um ähnliche Verhältnisse zu finden. Zurück bis zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, durch die Venedig von seiner Weltmachtstellung herabsank und Portugal emporlam. Wir zanken uns heute in der alten Welt um Elsas-Lotharingen, Südtirol, Bosnien, die Herzegovina und ähnliche Kleinigkeiten, und drüben über dem Ozean streckt eine erstarkende Macht die Hände aus, um den Welthandel an sich zu reißen. Die Philippinen haben die Amerikaner schon vor Jahren zum Frühstück verzehrt, jetzt scheint Mexiko daran zu kommen und Zentralamerika wird, wenn der Kanal erst fertig ist, wohl auch nicht lange mehr selbständig bleiben.

Die Bedeutung des Kanals für Amerika und für uns zeigt sich am besten, wenn man ein paar Zahlen sprechen läßt. Die Entfernung von New York nach allen Häfen der Westküste nördlich von Panama wird gegenüber der früheren Fahrt um das Kap Horn herum um rund 15 000 Kilometer verkürzt, während die südlich von der Kanalöffnung liegenden westamerikanischen Ortschaften durchschnittlich 9000 Kilometer näher gerückt sind. Dadurch werden künftig die atlantischen Staaten der Ostküste Amerikas viel näher liegen, als die europäischen Häfen, und das heißt nichts anderes, als daß diesen dort eine gewaltige Konkurrenz unter außerordentlich günstigen Bedingungen entsteht. Im Verkehr mit Ostasien und Australien liegen die Verhältnisse nicht viel anders. Die Häfen dieser Länder können von Europa aus durch den Suezkanal in kürzerer oder gleicher Zeit erreicht werden, wie durch den Panamakanal, so daß hier für Europa keine wesentliche Aenderung herbeigeführt werden wird. Für New York dagegen beträgt die Abkürzung des Weges nach Schanghai fast 3000, nach Yokohama 6700 Kilometer, und bei den anderen Häfen Ostasiens haben wir die gleichen Verhältnisse, so daß also künftig die ostasiatischen Häfen New York viel näher liegen werden. Die Gebiete der Südsee, also Australien, Neuseeland und die vielen Inseln dort unten können von New York aus durch den Kanal viel schneller erreicht werden, als es von den europäischen Häfen möglich ist. Natürlich werden die Amerikaner alle Mittel in Bewegung setzen, die sich ihnen hier bietenden neuen Möglichkeiten für ihre Entwicklung auszunützen, und so wird ein wirtschaftspolitischer Kampf auf allen Märkten des Erdballes entstehen, in dem jede Nation ihre Kräfte mit denen der anderen messen wird.

Von den strategischen Vorteilen einer zentralamerikanischen Durchfahrt für Amerika kann ein Blick auf die Karte uns überzeugen. Im Vordergrund steht dabei, daß der Kanal beliebig für andere Flotten geschlossen und geöffnet werden kann, da der Vertrag mit der Republik Panama Befestigungen der Kanalöffnungen vorsieht, die denn auch kürzlich durch eine Eingabe an den Kongreß der Vereinigten Staaten gefordert und bewilligt worden sind. Zwar hat England im Jahre 1900 durch einen entsprechenden Vertrag Garantien für die völlige Neutralität des Kanals erhalten, was aber solche Verträge im Ernstfalle bedeuten, hat man bereits mehr wie einmal erfahren. So darf man sich nicht verhehlen, daß hier nur der gute Wille der Amerikaner und die jeweiligen Machtverhältnisse als Faktoren in Frage kommen, von denen die übrigen schiffahrttreibenden Nationen tatsächlich abhängig sind.

## Aus dem Leben des Steinadlers.\*)

Der Steinadler bewohnt die Hochgebirge und sehr ausgedehnte Waldungen Europas und Asiens, streift auch, laut Heuglin, ge-

legentlich, jedoch selten, nach Nordostafrika hinüber. In unserem Vaterlande horstet er, soviel mir bekannt, gegenwärtig regelmäßig einzig und allein im bayerischen Hochgebirge. In den dreißiger, selbst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das anders, da durfte man den Steinadler noch mit Bestimmtheit zu den Brutvögeln Ost-, Süd- und Mitteldeutschlands zählen. Weit häufiger als innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches lebt der stolze Vogel in Oesterreich-Ungarn, besonders in den Alpen Steiermarks, Tirols, Kärntens und Krains, wo ich ihn wiederholt beobachtet habe, ebenso und keineswegs selten in den Karpathen und in den Siebenbürger Alpen, außerdem im größten Teile Ungarns und im ganzen Süden des Kaiserstaates. Selbst im Böhmerwalde mag dann und wann ein Steinadlerpaar horsten. Außerdem ist der Vogel verbreitet über die Schweiz, Südeuropa, die Altaländer, Skandinavien, ganz Rußland, soweit es bewaldet oder felsig ist, Kleinasien, Nordpersien und Mittelasien, vom Ural an bis nach China und vom Waldgürtel Sibiriens an bis zum Himalaja. In Westeuropa, zumal Frankreich und Belgien, tritt er viel seltener auf als im Osten und Süden; in Großbritannien erscheint er wohl nur noch als Strichvogel; in der Schweiz ist er auch nicht mehr häufig, im Süden Rußlands dagegen eine regelmäßige, in den Gebirgen Mittelasiens eine alltägliche Erscheinung.

Ohne größere Waldungen zu meiden, siedelt sich der Adler doch mit entschiedener Vorliebe im Hochgebirge und an einer schwer zu ersteigenden, am liebsten gänzlich unzugänglichen Felswand an. Das einmal erwählte Gebiet hält das vereinte Paar mit Fähigkeit fest, verläßt es, wenn der Wildreichtum der Gegend es gestattet, auch im Winter nicht, besucht um diese Zeit sogar regelmäßig die Horste, gleichsam als wolle es sein Anrecht auf sie wahren. Ungezwungen wandern oder streichen wohl nur junge Vögel, und sie sind es daher auch, die bei uns zulande erlegt werden. Denn der Adler braucht viele, vielleicht 6, möglicherweise 10 Jahre und darüber, bevor er im eigenlichen Sinne des Wortes erwachsen, d. h. fortpflanzungsfähig ist, und durchstreift bis dahin die weite Welt, wahrscheinlich viel ausgedehntere Strecken, als wir glauben. Sehaft wird er erst, wenn er sich gepaart hat und an die Erziehung des eigenen Horstes denkt. Auch dann noch ist sein Gebiet sehr ausgedehnt, wie es der große Nahrungsbedarf des Vogels erfordert.

Von dem Nistorte aus unternimmt das Paar täglich Streifzüge, häufig in derselben Richtung. Es verläßt den Ort der Nachtruhe erst längere Zeit nach Sonnenaufgang und streicht nun, in ziemlich bedeutender Höhe kreisend, durch das Gebiet. Bergzüge werden in gewissem Sinne zur Straße, über die der Adler meist verhältnismäßig niedrig dahinstreicht, wenn die Berge hoch sind, oft kaum in Flietenschuhhöhe über dem Boden. „Ich habe“, berichtet Girtanner, „den Steinadler und sein Weib oft ganze Alpengebiete so regelrecht absuchen sehen, daß ich in der Tat nicht begreifen könnte, wie diesen vier Adleraugen bei so überlegtem Vorgehen auch nur eine Feder hätte entgehen mögen. Von der Felsenkante in der Nähe des Horstes gleichzeitig abliegend, senkt sich das Räuberpaar rasch in die Tiefe hinab, überfliegt die Talmulde und zieht nun an dem unteren Teile der Gehänge des gegenüberliegenden Höhenzuges langsam in wagerechter Richtung dahin, der eine Gatte stets in einiger Entfernung vom andern, doch in gleicher Höhe, so daß das, was dem ersten entgangen, dem nachfolgenden um so sicherer zu Gesicht, und was etwa von jenem aufgeschweicht, diesem um so bestimmter in die Krallen kommen muß. Auf diese Weise am Ende des Gebietes angelangt, erheben sich beide, um 100 Meter und darüber aufsteigend, ziehen in dieser Höhe in entgegengesetzter Richtung zurück, erheben sich sodann wieder und suchen so in weiten Zickzacklinien den ganzen Gebirgshock ausforschtigste ab.“ Wehe dem nicht allzuschellen Wild, das ein der vier scharfen Augen erpäht: es ist verloren, wenn nicht ein Zufall es rettet. Ebenso wie beide Adler gemeinschaftlich jagen, verzehren sie auch gemeinsam die erlegte Beute; bei der Mahlzeit geht es jedoch keineswegs immer friedlich her: ein lederes Gericht kann selbst unter den zärtlichsten Adlergatten Streit hervorrufen. Die Jagd währt bis gegen Mittag; dann kehrt der Räuber in die Nähe des Horstes zurück oder wählt sich einen anderen sicheren Punkt, um auszuruhen. Regelmäßig geschieht dies, wenn er im Fange glücklich war. Er sitzt dann mit gefülltem Kropfe und lässig getragener Besieder längere Zeit auf derselben Stelle und gibt sich der Ruhe und der Verdauung hin, ohne jedoch auch jezt seine Sicherheit aus den Augen zu verlieren. Nach dem Ausruhen fliegt der Adler regelmäßig zur Tränke. Es ist behauptet worden, daß ihm das Blut seiner Schlachtopfer genüge, um seinen Durst zu stillen, aber jeder gefangene Adler beweist das Gegenteil. Er trinkt viel und bedarf des Wassers noch außerdem, um zu baden. Bei warmem Wetter geht selten ein Tag hin, an dem er es nicht tut. Nachdem er getrunken und sich gereinigt hat, tritt er einen nachmaligen Raubzug an; gegen Abend pflügt er sich in der Luft zu vergnügen; mit Einbruch der Dämmerung erscheint er vorsichtig und ohne jedes Geschrei auf dem Schlafplatze, der stets mit größter Vorsicht gewählt wird. Dies ist, mit kurzen Worten geschildert, das tägliche Leben des Vogels.

Der Adler ist nur im Eichen und im Fiegen schön und majestätisch, im Laufen dagegen so unbehilflich und ungeschickt, daß er zum Lachen reizt. Wenn er sich sehr langsam auf dem Boden fortbewegt, trägt er sich fast wagerecht und setzt dann gemächlich ein Bein um das andere vor; wenn er sich aber beeilt, sei es, daß er, flugunfähig, entrinnen will oder sonst in Erregung gerät, hüpf-

\*) Durch das Entgegenkommen des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind wir in der Lage, unsere Leser mit einem interessanten Abschnitt aus „Rehms Tierleben“ bekannt zu machen, das, völlig neu bearbeitet, in vierter Auflage zu erscheinen beginnt.



Er unter Zuhilfenahme seiner Flügel in großen, wunderlichen Sprüngen dahin, keineswegs langsam zwar, im Gegenteil so rasch, daß man sich anstrengen muß, um ihn einzuholen, aber so unregelmäßig und läppisch, daß man den stolzen Vogel bedauern möchte. Am vom flachen Boden aufzusteigen, nimmt er, in ähnlicher Weise hüpfend, stets einen Anlauf und schlägt langsam und kräftig mit den Flügeln; hat er sich jedoch erst in eine gewisse Höhe aufgeschwungen, so schwebt er oft viertelstundlang, ohne einen einzigen Flügelschlag zu tun und sich nur wenig senkend, rasch dahin, steigt, indem er sich gegen den Wind dreht, wieder zu der etwa verlorenen Höhe empor und hilft nur ausnahmsweise durch einige langsame Flügelschläge nach. Wie beim fliegenden Geier werden die Flügel so weit gebreitet, daß die Spitzen der einzelnen Schwungfedern sich nicht mehr berühren, wogegen die Schwanzfedern stets einander überdecken. Das Flugbild des Vogels erhält durch den gerade geschnittenen Schwanz etwas so Bezeichnendes, daß man den Steinadler niemals mit einem Geier verwechseln kann. Der in hoher Luft kreisende Räuber, der eine Beute erspäht, senkt sich gewöhnlich erst in Schraubenlinien hernieder, um den Gegenstand genauer ins Auge zu fassen, legt, wenn dies geschehen, plötzlich seine Flügel an, stürzt mit weit vorgestreckten, geöffneten Fängen, vernehmlich laufend, schief zum Boden hinab, auf das betreffende Tier los und schlägt ihm beide Fänge in den Leib. Ist das Opfer wehrlos, so greift er ohne weiteres zu; ist es fähig, ihn zu gefährden, versetzt er nie, einen Fang um den Kopf zu schlagen, um so gleichzeitig zu blenden und zu entwaffnen.

Der Adler wagt sich auch an stärkere Tiere; man hat beobachtet, daß er selbst den bissigen Fuchs nicht verschont. Doch endet ein Kampf mit einem solchen nicht immer siegreich für den Adler. Wenn der Adler mit kühn blinkendem Auge, gestäubten Adlernfedern und halb gelüfteten Schwingen auf seiner Beute steht und, wie gewöhnlich, ein förmliches Siegesgeschrei ausstößt, ist er ein überwältigendes Bild stolzer Schönheit und markiger Kraft, dessen Eindruck sich niemand entziehen kann.

Seine Stärke verleitet ihn zuweilen, sich sogar an dem Herrn der Erde zu vergreifen. Es ist keine Fabel, wenn erzählt wird, daß er auf kleine Kinder gestoßen und sie, falls er es vermochte, davongetragen habe; man kennt sogar verbürgte Fälle, daß er, ohne durch gerechtfertigte Abwehr oder Verteidigung seines Horstes gezwungen zu sein, erwachsene Menschen anfiel.

Es ist höchstwahrscheinlich, daß mindestens der größte Teil der Unluten, die man dem Kämmergeier aufgebürdet hat, auf Rechnung des kühnen Adlers zu setzen sind. In Spanien wußte man uns von seiner Frechheit viel zu erzählen, und ein Steinadler übernahm es, vor unseren Augen die Wahrheit der Erzählungen zu bestätigen. Er erhob dicht vor dem Hause, in dem wir uns befanden, einen fetten Puter und trug ihn so eilig wie möglich davon. Der Trutbahn wurde ihm glücklich wieder abgejagt, war aber mehr tot als lebendig, und ich begriff nun wohl, sagt Brehm, die Verächtlichung des mir bisher auffallend gewissen Gebarens der Hühner aller Gebirgsbewohner. Die Hühner waren durch die Angriffe des Stein- und des Habichtadlers so in Furcht gesetzt worden, daß sie beim Erscheinen des kleinsten Raubvogels, z. B. eines Turmfalchens, wie sinnlos in das Innere der spanischen Bauernhäuser gestürzt kamen und hier im Zimmer ihres Herrn ängstlich Zuflucht suchten. In allen Gebirgen, die unser Adler bewohnt, ist das Kleinvieh stets im höchsten Grade gefährdet.

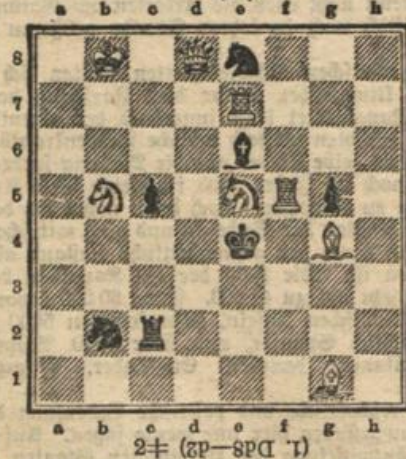
Wiel zu weitläufig würde es sein, wenn man alle die Tiere aufzählen wollte, auf die der Adler jagt. Unter unseren deutschen Vögeln sind nur die Raubvögel, die Schwalben und die schnellen Singvögel vor ihm sicher, unter den Säugern, abgesehen von den großen Raubtieren, nur erwachsene Paar- und Unpaarzieher. Daß er die Jungen der ersteren nicht verschont, ebenso, daß er kleine Tiere nicht verschmäht, ist durch hinlängliche Beobachtung festgestellt worden. In seinem Neste siedeln sich namentlich Sperlinge an, und sie wohnen allem Anschein nach unbehelligt; an gutem Willen, sie abzuwürgen, fehlt es dem Adler aber nicht. Aus Beobachtungen geht hervor, daß der Adler sich auch nicht scheut, einen Vogel anzugreifen, so unangenehm dessen Stachelkleid ihm auch sein mag. Ebenjowenig als letzteres den Vogel, schützt die eisenharte Schale die Schildkröte vor seinen Angriffen.

Viele Tiere, die durch ihren Aufenthaltsort Schutz genießen, werden ihm dennoch zur Beute, weil er sie so lange jagt, bis sie ermattet sich ihm ergeben. So ängstigt er Schwimmbögel, die sich bei seinem Erscheinen durch Tauchen zu retten suchen, bis sie nicht mehr tauchen können, und nimmt sie dann ohne Umstände weg. Er verschmäht auch nicht zu schwarzen, läßt andere Räuber, beispielsweise den Wanderskalke, für sich arbeiten und zwingt sie, die eben gewonnene Beute ihm abzulassen. Unter besonderen Umständen, vielleicht bei großem Hunger, verschlingt er sogar Pflanzenstoffe.

# Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.

Postsch.



Lösung. (15. Juli. Dehler. Weiß — Kd1; Tf8; Schwarz — Kg2; Lc4; Bb c3, d3 Remis.) 1. Tf6—f2†, Kg2—h3 (1. . . . Kg3; 2. Te2); 2. Ke1—d1, Lc4—b3†; 3. Kd1—c1, Kh3—g3; 4. Tf2—c2†, d3×c2 Pat.

Der Stand des Matches Tarrasch — Schlechter ist nach 9 Partien 2 zu 2 bei 5 Remisen. Nachstehend eine der Partien (die vierte) des Matches, die schon zum interessanteren Typus der Meisterpartien gehört, die beim Verbot des Analysierens entstehen.

### Spanisch.

- |              |                |
|--------------|----------------|
| S. Tarrasch. | T. Schlechter. |
| 1. e2—e4     | e7—e5          |
| 2. Sg1—f3    | Sb8—c6         |
| 3. Lf1—b5    | a7—a6          |
| 4. Lb5—a4    | Sg8—f6         |
| 5. 0—0       | d7—d6          |

Lebhafter ist die Fortsetzung 5. . . . S×e4!; 6. d4, b5; 7. Lb3, d5; 8. a4, S×d4! (von Schlechter herrührend); 9. Sc3! (von S. Berger); 8. . . . S×c3; 9. b×c3, Lc6 ic.

6. Tf1—e1 . . . . .  
Leblicher d2—d4! . . . . .  
6. . . . . b7—b5  
Plausibler Ld7 oder Le7.

- |                  |         |
|------------------|---------|
| 7. La4—b3        | Lf8—e7  |
| 8. a2—a4         | Ta8—b8  |
| 9. a4×b5         | a6×b5   |
| 10. c2—c3        | 0—0     |
| 11. d2—d4        | e5×d4   |
| Es drohte d4—d5. |         |
| 12. c3×d4        | Lc8—g4  |
| 13. Sb1—c3       | Sc6—b4  |
| 14. Le1—f4       | Sf6—d7  |
| 15. h2—h3        | Lg4×f3  |
| 16. Dd1×f3       | e7—e5   |
| 17. Sc3—d5       | Sb4×d5  |
| 18. Lb3×d5       | c5×d4   |
| 19. Ta1—a7       | Sd7—e5  |
| 20. Df3—b3       | Le7—f6  |
| 21. Lf4×e5       | Lf6×e5? |

Mit 21. . . . d×e5! war bei ungleichartigen Läusern das Spiel für Weiß nicht zu gewinnen.

- |            |        |
|------------|--------|
| 22. g2—g3  | Dd8—b6 |
| 23. Ta7×f7 | Kg8—h8 |
| 24. Kg1—g2 | Tf8×f7 |
| 25. Ld5×f7 | Db6—c5 |
| 26. f2—f4  | Le5—f6 |
| 27. Te1—e2 | Dc5—c1 |
| 28. Dh3—d3 | Dc1—c7 |
| 29. Lf7—b3 | g7—g6  |
| 30. Te2—c2 | Dc7—d7 |
| 31. g3—g4  | Tb8—f8 |
| 32. g4—g5  | Lf6—g7 |
| 33. Kg2—g3 | Dd7—a7 |

Schwarz konnte hier mit 33. . . . Tx4; 34. K×T, Le5†; 35. Kf3, D×h3† ic. ewiges Schach geben.

- |   |          |
|---|----------|
| 34. Te2—c1                                  | h7—h6    |
| Besser mit der Dame nach Dd7 zurückzugeben. |          |
| 35. h3—h4                                   | h6—h5    |
| 36. f4—f5                                   | g6×f5?   |
| Le5† nebst Kh7 sollte geschehen.            |          |
| 37. e4×f5                                   | Tf8—e8?? |
| Ein großer Fehler.                          |          |

38. f5—f6! Für schwache Spieler ein „glänzendes“ Damenopfer. Für Kenner aber auf der Hand liegend, weil 38. . . . Te3†; 39. D×T, d×e3; 40. Te8†, Lf3 (40. . . . Kh7; 41. Le2†) 41. T×L†, Kh7; 42. Le2† variantenlos zum Matt führt.

39. . . . . Lg7×f6  
39. g5×f6 Dd8—d7  
40. Dd3—g6 Aufgegeben.  
Wenn die obige Partie nur zum „lebhaften“ Typus der Meisterpartien ohne Analysieren gehört, bringen wir nachstehend eine sogenannte „Glanzpartie“ von diesem Robus.

### Muzogambit.

Vor kurzem in Hamburg in einem Match gespielt.

- |           |           |
|-----------|-----------|
| Marshall  | Leonhardt |
| 1. e2—e4  | e7—e5     |
| 2. f2—f4  | e5×f4     |
| 3. Sg1—f3 | g7—g5     |
| 4. Lf1—c4 | g5—g4?    |

Wenn man a b sichtlich „Glanzpartien“ schaffen will, greift man zu dieser Eröffnung (4. . . . Lg7!).

- |                                  |           |
|----------------------------------|-----------|
| 5. Sb1—c3                        | . . . . . |
| Etärker 0—0!                     |           |
| 5. . . . .                       | d7—d5     |
| 6. Le4×d5                        | g5×f3     |
| 7. Dd1×f3                        | Sg8—f6    |
| c7—c6 nebst Le6 war vorzuziehen. |           |
| 8. Df3×f4                        | Lf8—e7?   |

Lg7! war der natürliche Zug. 9 0—0 0—0

10. b2—b4 a7—a5  
Noch immer war e7—e6 nebst Le6 besser.

- |                               |                        |
|-------------------------------|------------------------|
| 11. Le1—b2                    | a5×b4                  |
| 12. Se3—e3                    | Ta8—a6                 |
| 13. Df4—h6                    | Kg8—h8?                |
| 13. . . . . Se8?              | geht nicht wegen       |
| 14. D×f8†!                    | nebst L oder T×f7. Auf |
| 13. . . . . Le6               | folgt 14. T×f6.        |
| Verhältnismäßig am besten war |                        |
| 13. . . . . Te6.              |                        |

- |                                     |             |
|-------------------------------------|-------------|
| 14. Se2—f4                          | Tf8—g8      |
| 15. Ld5×f7                          | Le7—f8?     |
| Df8 war zu erwägen.                 |             |
| 16. Dh6—h5                          | Tg8—g4      |
| 16. . . . . Lg7?;                   | 17. Sg6†    |
| 17. Sf4—c6!                         | Lf8—g7      |
| Etwas besser T×e6.                  |             |
| 18. Lb2×f6                          | Aufgegeben. |
| Schwarz hat anscheinend auf Selbst- |             |
| mat gespielt? . . .                 |             |